Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 8

Artikel: Nach Unternubien

Autor: Mœsle, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nach Unternubien.

Von Adolf Mœsle.

Einige junge Kaufleute, die in Assuan von ihrer Alexandriner Bureauluft aufatmeten, wollten weiter dem Nil nach hinauf reisen, um Abu Simbel zu besuchen, wo sich die alten ägyptischen Felsentempel ausdehnen. Weil das Geld aber nicht zu reichlich war, man aber auch nicht in den stumpfsinnigen Betrieb eines Fremdendampfers hineingeraten wollte, mietete man ein kleines Boot, eine Feluke, und fuhr, von nubischen Bootsleuten ehrlich und treu geführt, hinauf nach Abu Simbel. Man riß die Augen auf; und dies ist, was man oben in Abu Simbel sah:

Ein Schech der Bischarin aus dem Lager bei Assuan.

Ferne am Horizont am Westufer schob sich eine Felswand gegen den Nil zu, zunächst nur als kleiner gelbbrauner Streifen erkennbar: Abu Simbel. Kaum war der Felsen in Sicht gekommen, so befiel eine fieberhafte Tätigkeit unsere Bootsleute, obschon das Ziel noch manchen Kilometer entfernt lag. Das Boot wurde mit aller Energie geschleppt, doch der Felsen wollte zunächst nicht näher rücken, und nach etwa zweistündiger mühevoller Arbeit, bei der die schwarzen Kerle wieder einmal tüchtig schwitzen mußten, erhob sich ein leichter Wind, den sie mit lautem Freudengeschrei begrüßten. Der Wind brachte das Boot zwar auch nur langsam vorwärts, aber doch bedeutend rascher als die Schlepparbeit. Andere Felluken mit mehr Segelflächen überholten uns, und wir sahen ihnen fast neidisch nach; denn allen ging die Fahrt auf einmal viel zu langsam.

Schließlich kommen wir aber doch dem Felsen ein gut Stück näher, zur Freude speziell der Bootsleute, die schon Angst hatten, wieder ans Seil zu müssen. Der Nubier unterzieht sich zwar in letzter Linie immer ohne Murren und ohne den Verlust des Frohsinns der Arbeit, doch erst dann, wenn sie absolut unvermeidlich ist. Frohmütig bleibt er aber unter allen Umständen, und ärgerliche Gesichter habe ich eigentlich auf der ganzen Fahrt nie gesehen, obschon die Burschen bisweilen hart arbeiten mußten. Das ist typisch für die Barabra. Ob der Barabri am mächtigen Steuerruder stundenlang sitzen muß, ob er am Ruder zieht oder das Boot am Seile schleppt, ob er im Sonnenbrande harte Feldarbeit tut oder das Schaduf heben muß, ob er in der Fremde von seinem weißen Herrn als Diener ausgehudelt wird oder als Koch von der Madame sich alle Gemeinheiten ins Gesicht sagen lassen muß, er bleibt trotz allem frohmütig; Allah hat an ihm noch einen ergebeneren Sohn als am etwas mürrischen ägyptischen Fellachen oder selbst an dem Sohn der Wüste; er trägt mit der angeborenen Arbeitsfreude, die aber nie ins Extreme fällt, alles mit Gleichmut, was das Leben bringt. Nur seinen nubischen Nationalstolz darf man nicht verletzen, und mag man ihn selber noch so sehr aushudeln, gegen die Heimat darf nie ein verächtliches Wort fallen, sonst hat man einen hitzigen Feind an ihm!

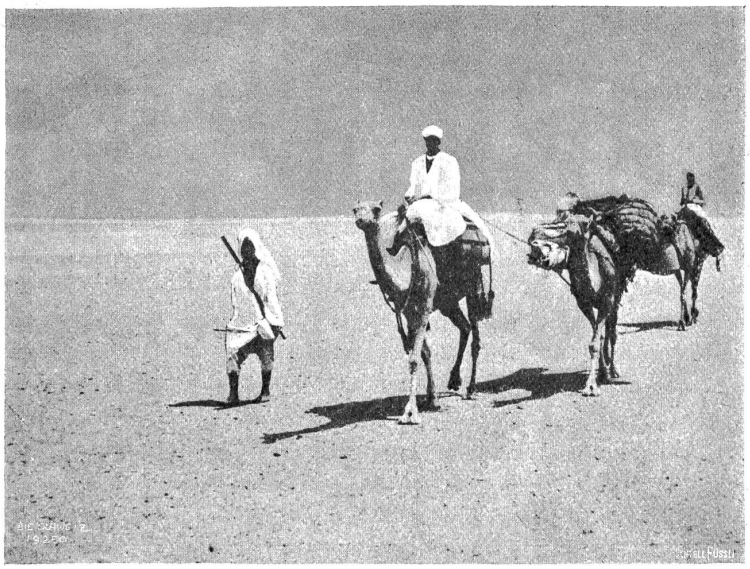
Nun kann man schließlich doch einige der Details an der Felswand erkennen: deutlich beginnen sich die vier Kolosse abzuheben von der geglätteten Front des Felsentempels, während rechts und links, unberührt von Menschenhand, die Felsschichten weiterlaufen. Vier Kolosse ist allerdings zu viel gesagt; denn der eine hat den Oberkörper verloren, der liegt in Trümmern am Fuße der Front.

Alles hat nun die nötige Plastik gewonnen; denn wir sind nur noch etwa hundert Meter von der Uferbank vor dem Felsentempel entfernt. Stumm und steif sitzt der Pharao Ramses II. als Steingott in dreifacher Wiederholung als Riesenkoloß zu beiden Seiten des Tempeleinganges; er ist zum Steingott geworden, während er ja

Im grossen Palmenhain bei Derr.

schon zu Lebzeiten ein gottmenschliches Wesen, der Sohn der Sonne war. Er schaut hinaus über die Felder zu seinen Füßen, auf denen gerade jetzt die nubischen Fellachen ihre Bohnenstauden aufgeschichtet haben zu kleinen Haufen und deren Boden bereits mächtige Risse zeigt, hinaus über den Nil, auf dem die Barken ziehen aufwärts und abwärts; stumm und steif sitzt er, die Hände auf den Knien, auf seinem Thronsessel; ein Rätsel liegt auf seinen Zügen, wer löst es? Sie sind nicht ernst, diese Steingötter, sie sind nicht milde, sie sind nicht froh, sie sind nicht traurig; sie lächeln nicht, sie weinen nicht. Sie sind mit einem Worte Götter, Götter, denen das Menschliche fremd ist. Götter, die wohl herniederschauen auf die Menschlein zu ihren Füßen, auf die Generationen derer, die da kommen und gehen im Niltal, die aber von ihnen unberührt bleiben. Sie sind Wesen, die wir Modernen nicht fassen können. Wesen, die heute der Welt fremd geworden sind; darum verstehen wir eben auch die Kunst nicht mehr jener Zeit, die sie geschaffen hat, verstehen ihre Künstler nicht, drum nennen wir sie kalt, steif, unansprechend, konventionell. Götter sind sie, als Götter losgelöst von allem, was das Menschenherz direkt bewegt: von Lust und Leid und Liebe frei blicken sie über den Nil, unberührt in ihrem Wesen von den Geschlechtern, die sie geschaffen, unberührt von den Geschlechtern, die heute kommen sie anzustaunen und trotzdem ihr Wesen nicht fassen können. Sie sind das Idealbild des Pharao, das der Künstler festgehalten hat mit seinem Meißel, das Bild des Herrschers, wie ihn das Volk auffaßte und die Priesterschaft, das getreue Spiegelbild des Wesens, das fremd auf dieser fremden Welt als Sohn des Re heruntergestiegen war auf diese Erde, um das Volk der Aegypter zu regieren; die Kolosse sind die Verkörperung des Pharao als Gottmensch, als Wesen, das zwar den irdischen Gesetzen des Lebens unterworfen, doch den Stempel des Göttlichen an sich trug, dessen Ursprung göttlich war und das zum Ursprung, zu seinem Vater, dem Re, den Rückweg fand nach dem irdischen Tode, um mit ihm zu weilen im Reich der ewigen Sonne...

Wie im Traume haben wir das Boot, das am Uferstreifen vor dem Felsentempel auf den Sand aufgelaufen ist, verlassen, wie im Traume sind wir hinübergewandelt zu den Kolossen, die uns ganz in ihrer Gewalt hatten, und haben staunend an den Steinriesen emporgeblickt, an diesen



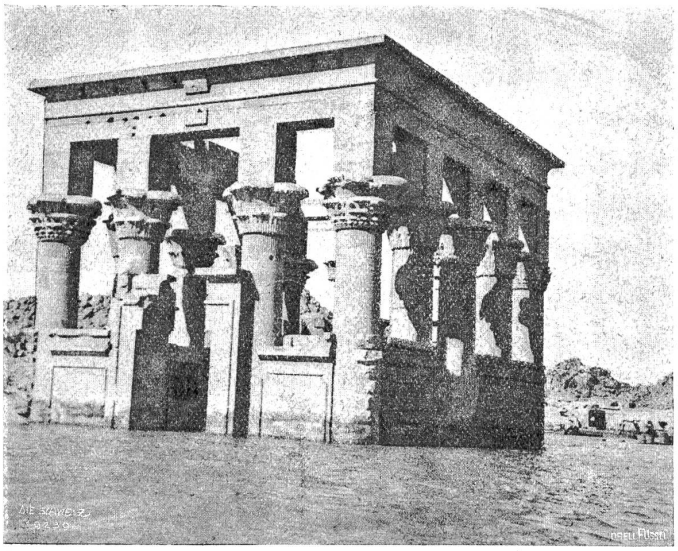
Karawane in der libyschen Wüste.

Riesenleibern, die sitzend an die zwanzig Meter hoch sind, an den gewaltigen Thronsesseln hinauf zu den Doppelkronen und zum Uräus, der eine jede von ihnen schmückt als Zeichen der richterlichen Gewalt, als Symbol der irdischen Macht, die richtend andere vom Leben zum Tode führen konnte; das Symbol ist gut gewählt, denn nichts führt so rasch vom Leben zum Tode wie der Biß des Uräus.

Wenn man von modernen Meistern verlangen würde, ein solches Riesensteinbild aus der Felswand selber zu hauen, ich glaube, es würde es keiner fertig bringen; denn wir haben die Schulung nicht dazu. Der Künstler aber konnte sein Werk nur aus der Ferne überblicken, denn schon ein Fuß allein war ja größer als er selber. Und doch sind die Proportionen der Körper vortrefflich; von den Füßen bis hinauf zu den Stirnen ist alles in den richtigen Größenverhältnissen. Bedenkt man noch, daß der alte Künstler die Riesenarbeit viermal wiederholt hat an derselben Felswand, so ist allein schon der Umstand, daß er so genaue Kenntnis des Gesteins hatte, daß er sich sicher sagen konnte, kein Riß, kein Sprung, kein sprödes Stück werde die Arbeit zuschanden machen, staunenswert. Wie haben die Alten dies nur ausfindig machen können? Eine ganz gründliche Vorprüfung des Gesteins war doch notwendig, bevor die Arbeit in Angriff genommen wurde. Dazu kommt noch, daß der ägyptische Meister ein etwas helleres Felsband geschickt dazu benutzte, um die Häupter daraus herauszumeißeln, was ursprünglich die Wirkung noch bedeutend erhöht haben muß; jetzt allerdings hat der Streifen unter den Verwitterungsprozessen bedeutend nachgedunkelt. Ein Fries von betenden Affen zieht sich über der Tempelfront hin, jedes einzelne Tierbild in seinen Linien eine genaue Wiedergabe der Natur! Die Linien sind der Natur unmittelbar abgelauscht; die alten Künstler haben ihr eben in vielen Beziehungen näher gestanden als wir; was der Fries zeigt, sind Affen, Affen und nichts anderes! Und wenn auch alle Details fehlten und nur die Umrisse so da wären wie sie sind, so müßte sie jedes

Nubisches Dorf am Rand der libyschen Wüste.

Kind als Affen erkennen! Wenn ich an gewisse Hypermoderne denke, die Pferde malen, die nach anatomischen



Sterbende Schönheit: Der Kiosk von Philae.

Gesetzen unmöglich auf den Beinen stehen können, oder Menschen, die keine Menschen sind, sondern in vielen Linien den betenden Affen hier oben näher stehen, so möchte ich ihnen sagen: Lernt von den Alten, was von ihnen zu lernen ist, statt daß ihr auf sie herabschaut; dann könnt ihr auch von den Aegyptern viel lernen, nämlich eine der Natur abgelauschte realistische Linienführung der Umrisse!

Der Felsentempel selber bedeutet für die damaligen Verhältnisse ein technisches Wunder. Wie die Alten es fertig gebracht haben mit ihren primitiven Hilfsmitteln, einen vollständigen Tempel mit Vorhalle, Haupt- und Quersaal und Allerheiligstem, mit Nebenkammern ꝛc., die alle zusammen sich fünfundfünfzig Meter ins Felsinnere erstrecken, in den Felsen hineinzuhauen, bleibt ein Rätsel; fast scheint mir die Lösung darin zu liegen, daß die Hilfsmittel nicht halb so primitiv gewesen sind, wie wir immer annehmen, wenigstens müssen sie ganz zuverlässige Meß- und Rechnungsmethoden gehabt haben.

Acht Pfeilerstatuen des Königs tragen die Decke des Vorsaales, die in der „Amtstracht" des Osiris den Pharao wiedergeben, die Krone von Oberägypten auf dem Haupte und den Krummstab in der Rechten. Zeigen die Häupter der Kolosse den Gottmenschen Ramses, so geben diejenigen der Pfeilerstatuen mehr den Menschen wieder. Das Porträt ist hier weniger idealisiert; energisch schließen sich die Lippen, fast herrisch schauen die Augen und die leichtgekrümmte Nase gibt dem ganzen Gesichtsausdruck etwas Festes, Willensstarkes. Hier auf einmal erkennt man, daß dieser „Gottmensch", so lange er auf Erden wandelte, auch menschlichen Leidenschaften unterworfen gewesen ist, daß sein Herrscheramt sich auch in seinen Zügen und in seinem Wesen wiederspiegeln mußte, daß Zorn und Herrschsucht geflammt haben in dieser Menschenbrust, daß er die nötige Willensstärke besaß, um ein ganzes Volk zu dominieren und sich gefügig zu erhalten. Frei von Leidenschaften, aber auch frei von positivem Willen sind die Gesichter der Kolosse, die Pfeilerstatuen aber verraten einen menschlichen Charakter, wo neben viel Licht auch viel Schatten steht. Eins geht aber auch aus den Zügen dieses Kopfes hervor: wenn die moderne Geschichtsforschung Ramses II. viel von seinem frühern Nimbus genommen hat, so kann er trotz allem kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein.

Die Reliefs der Saalwände bringen Verherrlichungen des Gottmenschen Ramses; denn der Pharao mußte dem großen Re doch Beweise bringen, daß er seines Amtes würdig gewaltet hatte hienieden! Manch lehrreiches Bild von Opferszenen, vom Heerwesen der Aegypter, von fremden Völkern, mit denen der Herrscher Krieg führte, ist unter diesen Reliefs. Das Allerheiligste birgt den Untersatz für die heilige Berak des Tempels; an der Rückwand sind die Götterbilder von Ptah, vom Gottmenschen Ramses und seinem Vater Ammon-Re und vom Re-Herachte.

Kriegsausgaben einer bernischen Landgemeinde im Jahre 1798.

Der Krieg kostet Geld. Unsere Vorfahren mußten es anno 1798 an sich erfahren. Vor uns liegen Rechnungen der emmentalischen Gemeinde Rüegsau, die uns dies deutlich zeigen. Vergleichen wir die Beträge, die im 18. Jahrhundert für die Bedürfnisse der Gemeinden ausgezahlt wurden, so erscheinen sie uns, mit den Voranschlägen der Jetztzeit verglichen, lächerlich gering. Jedoch dürfen wir nicht vergessen, wieviel rarer das Geld damals war als heute und infolgedessen höhern Wert besaß, und daß die Gemeinwesen sozusagen nichts leisteten für das Wohl der Bürger. Der Krieg veranlaßte jedoch den Säckelmeister, tiefer in den Beutel zu greifen und mit ganz andern Zahlen zu rechnen als früher. Verstaubte Zinsschriften wurden ans Tageslicht gebracht und die „Munizipalität" sann nach: Wo Geld hernehmen und nicht stehlen? Denn in den Häusern lagerte fränkisches Soldatenvolk. Für Einquartierungen konnten geringe Entschädigungen bezogen werden. Die helvetische Regierung besaß aber nicht die Mittel, die Gemeinden zu unterstützen, und so mußten diese das Geld dazu selber aufbringen. Im nutzlosen Verteidigungskampf waren Pferde und Wagen zugrunde gegangen. Die Besitzer hatten Anspruch auf Schadenersatz. Viel Geläuf und Kosten verursachten die auf neue Weise zu wählenden Behörden, sowie die Aufnahme von allerhand Verzeichnissen. Darum mußten die verfügbaren Kapitalien gekündigt und eine beträchtliche Gemeinde-Kriegssteuer erhoben werden. Der beraubte Staat vermochte nirgends zu helfen; war ihm doch selber wenig anderes geblieben als die (zum guten Teil) selbstverschuldete Schande.

Wie umwälzend die Franzoseninvasion auf den altgewohnten Betrieb einwirkte, zeigt ein Vergleich der Kirchmeier-Rechnungen von 1797 und 1798. Im Jahre 1797 beliefen sich die Auslagen auf 31 Kronen*) 20 Batzen, 1798 hingegen auf 3257 Kronen 10 Batzen und 1 Kreuzer. Das Vermögen der Kirchhöre schmolz innert 10 Monaten von 2781 Kronen auf 18 Kronen hinunter. Es mag erlaubt sein, die Rechnung „Anthoni Helds, des Bauren von Neuegg", in einigen ausgewählten Beispielen zu uns sprechen zu lassen. Abgelöste Kapitalien, Zinse, Kriegstelle und Einzugsgelder**) wurden wie folgt verwendet:

5. April. Habe dem Peter Zimmermann zu Lützelflüh was er denen gefangenen zu Besansong (Besançon) vorgeschoßen, vergütet mit 11 Kro. 5 Batzen.

4. Mai. Zalte dem Hans Lerch auf dem Juch für gehabt Kösten wegen der Lughochwacht***) 3 Kronen 10 Bz. 1 Kzr.

*) 1 Krone = 25 Batzen zu 4 Kreuzer = ungefähr Fr. 3.70.

**) Jeder Nichtburger hatte bei seinem Einzug in die Gemeinde einen Betrag in die Gemeindekasse zu entrichten; nur bei Bezahlung des Hintersäßengeldes dürfe er sich ständig in einer Gemeinde aufhalten.

***) Das Wachtfeuer auf der Lueg berief bei drohender Kriegsgefahr die kriegstüchtige Mannschaft der Gemeinden Affoltern, Heimiswil und Rüegsau zu den Waffen. Die genannten drei Gemeinden mußten für dessen Unterhalt sorgen.